

sehen Kirche von seiten des Protestantismus erhoben habe. Dieser wilde Kampf und nicht das neue Dogma vergrößere die Kluft zwischen den Kirchen.

Oskar Simmel S.J.

Die Kirche und die Macht

Im 7. Kapitel seines weitverbreiteten Buches „Christentum und Geschichte“¹ sagt Herbert Butterfield: „Zum ersten Mal leben wir wieder in einer Zeit, die an die ersten christlichen Jahrhunderte erinnert...“² Warum? Weil heute die fünfzehnhundert Jahre währende Allianz zwischen der Kirche und der Macht zerbrochen ist. Und jene frühen christlichen Jahrhunderte vor dem Bündnis mit der Macht „geben einen Anhalt für die Haltung, die wir einnehmen sollten“.³ „In der fünfzehnhundert Jahre währenden Allianz mit der Macht übernahm jedoch die Kirche die Verpflichtung, mehr oder weniger als Zement der Gesellschaft zu dienen, Stütze der jeweiligen Ordnung und Verteidiger des status quo zu sein; einmal glaubte sie, daß ihre Interessen mit einer absoluten Monarchie verquickt seien, ein andermal klammerte sie sich an diese oder jene Form der Aristokratie ebenso inbrünstig, wie wir heute von ihr erwarten können, daß sie sich an die liberale Demokratie hält. Man kann in der Tat die Geschichte seit den frühesten Tagen jener Allianz kaum ohne ernstlichste Bedenken lesen und wir stoßen in der Kirche selbst auf das früher erörterte Problem von der Natur des Menschen in der Geschichte. Während dieser fünfzehnhundert Jahre haben sich die Führer der Kirche zu oft bewußt für Dinge hergegeben, die wir heute bedauern; noch öfter leisteten sie unbewußte Hilfsdienste, was immer vorkommt, wenn man sich mit den Mächti-

gen verbindet; oder sie nahmen gar aktiv an dem Spiel um die Macht teil. Die Geschichte des Protestantismus unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht wesentlich von der des römischen Katholizismus. Wenn wir eine Folge von Kriegen überschauen und die Rolle der kirchlichen Autorität irgendeiner bestimmten Nationalkirche in dieser ganzen Kette von Kriegen, die sich über ein oder zwei Jahrhunderte hinziehen, unter die Lupe nehmen würden; oder auch wenn wir einen einzigen Krieg betrachten und die Stimmen aller am Konflikt beteiligten feindlichen Nationalkirchen anhören würden, dürfte das Ergebnis nach meinen Erfahrungen für einen Erforscher des internationalen Christentums nicht gerade beruhigend sein. Dabei scheint es mir in diesem Zusammenhang belanglos, ob die betreffenden Kirchen Staatskirchen sind oder nicht.“⁴

„Wir können in der Tat erst heute zum ersten Mal seit einigen fünfzehnhundert Jahren sagen, daß endlich kein Mensch mehr Christ sein müsse, weil er von der Regierung dazu gezwungen wird oder sich dadurch die Gunst des Hofes sichern muß; weil es für den Staatsdienst erforderlich ist oder die öffentliche Meinung es so verlangt; weil er Kunden verlieren würde, wenn er nicht in die Kirche ginge, oder auch nur, weil Gewohnheit und geistige Trägheit den Menschen im alten Gleise fortfahren lassen.“⁵

Das erweckt den Eindruck, als ob die christliche Kirche seit den Tagen Konstantins auf Abwegen gewandelt wäre. Wer möchte leugnen, daß manche kirchlichen Würdenträger der Versuchung, die mit Macht stets verbunden ist, nicht widerstanden haben? Daß sie sich im Bannkreis der Großen dieser Welt sonnten oder, wenn sie selbst irdische Macht ausübten, dies oft nicht im Geiste Christi und im Sinne des Evangeliums geschehen sei? Die Kirchen- und Weltgeschichte enthält manche

¹ Stuttgart 1952, Engelhornverlag Adolf Spemann. Eine eingehendere Gesamtwürdigung des Werkes wird später in anderem Zusammenhang folgen.

² „Christentum und Geschichte“, S. 154.

³ Ebda.

⁴ A. a. O., S. 154/55.

⁵ A. a. O., S. 153/54.

Klagen über Mißbrauch der Macht durch Diener der Kirche. Und es ist in der Tat so, daß der Verlust der Macht, das Scheitern der Allianz mit den jeweils herrschenden politischen Systemen die Kirche und damit das Christentum in mancher Hinsicht freier und unbefangener gegenüber dem Ruf der Stunde und des Neuen gemacht hat und geneigter, ihre eigene äußere Gestalt und diejenige der politischen Gesellschaft, in der sie lebt, dem Wandel der Zeiten und dem Wechsel auszuliefern. Daß nunmehr besser angewandt wird, was theoretisch immer schon bekannt war: nämlich daß das Wesen des Christentums sich mit keiner Stufe und keiner Form der menschlichen Geschichte gleichsetzen läßt. Daß es Abstand einhält, nicht nur zur Vergangenheit und zur Zukunft eines Volkes und eines Staates, sondern auch zu ihrer Gegenwart.

Aber damit ist die Frage keineswegs entschieden, ob die Kirche sich — trotz der damit verbundenen Gefahren — nicht, wo es möglich ist, bestreben müsse, mit der Macht zu einer Allianz zu kommen. Wir sind durchaus der Meinung, daß jedes Zeitalter, ja jeglicher Mensch grundsätzlich unmittelbar zu Gott stehe, das heißt daß es kein politisches System gibt, auch wenn es noch so teuflisch wäre, das dem Einzelmenschen den Eintritt ins Reich Gottes wehren könnte⁶ — sofern der Mensch nur bereit ist, diesen Eintritt nötigenfalls mit dem Blutzugnis zu bezahlen. Die Kirche als Gemeinschaft der Helden und Heiligen ist immer möglich, auch unter Stalin. Und es wird immer wieder Zeiten geben, wo Gott diesen höchsten Einsatz fordert. Es wird für keinen Christen, der hier versagt, im Gerichte Gottes eine Ausflucht geben. Wo die Umstände höchste Bewährung verlangen, wird, wie die Geschichte lehrt, nur eine erlesene Schar der Gottesstreiter übrigbleiben, deren Ganzopfer sicher herrlicher vor Gott erscheinen wird als ein großes Kriegsheer von

Durchschnittlichen. Die Gloria Dei wird in Verfolgungszeiten nicht verdunkelt durch die Schwäche der Abtrünnigen, der „Gefallenen“, weil der Purpur der Märtyrer sie überstrahlt wie Flammenschein eine untergehende Stadt. Aber will Gott, der seinen Sohn in die Welt gesandt hat, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, nur die ganz Großen um seinen Tisch versammeln? Absolut gesprochen könnte Gott auch den Kleinmütigen und Verzagten, den Schwächlingen, der ganzen Menge der kleinen Mittelmäßigkeit ein solches Übermaß innerer Gnaden geben, daß sie jede Probe ihres Glaubens bestünden. Aber die Vorsehung bedient sich auch äußerer Gnaden, so der Gnade ruhiger Zeiten ohne Nero und Stalin, ohne Diokletian und Hitler. Wie mahnt der Apostel Paulus 1 Tim 2, 1—3? „Verrichtet Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen, für Könige und alle Obrigkeiten, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. So ist es recht und angenehm vor Gott, unserem Heilande.“

In Zeiten, wo keine andere Möglichkeit besteht, mag, ja muß sich die Kirche auf das Gebet beschränken. Aber wie, wenn sich Gelegenheit bietet, durch Zeugnis vor dem Staat und Gespräche mit ihm, dieses stille und ruhige Leben herbeizuführen? Darf sie ein Zusammengehen mit dem Staat, das zum Heile der Menschen beitragen kann, ausschlagen? Uns scheint, sie muß es sogar suchen. Wo die Macht das stille Leben in Gottseligkeit verhindert, kann es nur Abwehr geben; wo aber Aussicht besteht, daß eine Allianz mit ihr es ermöglicht oder erleichtert, wäre es unverantwortlich, sie abzulehnen. Hier liegt einer der Hauptgründe, weswegen die Kirche sich mit Konstantin verbündet, den „Untergrund“ verlassen und sogar offenbare Aufgaben des Staates in den eigenen Bereich übernommen hat.

Ferner: Die Kirche muß zu allen Zeiten danach streben, ihren Gläubigen

⁶ A. a. O., S. 153.

nicht nur Kult- und Religionsfreiheit, sondern auch die Führung eines bürgerlichen Lebens zu sichern, das nach den christlichen Sittengesetzen ausgerichtet ist. Das kann sie niemals ohne Einfluß auf die Gesetzgebung des Staates. Sie wird sich also bemühen, sei es auf dem Wege der Verhandlung mit der staatlichen Autorität, sei es durch moralische Unterstützung jener Parteien, die ihre Grundsätze anerkennen, die Gesetzgebung eines Landes zu beeinflussen oder, wenn ein Recht bereits vorhanden ist, das den christlichen Belangen Rechnung trägt, es zu erhalten. Und wo es Völker und Staaten gibt, die einheitlich christlich sind, wird es nur natürlich sein, daß die Kirche mit den Lenkern dieses Staates zusammenarbeitet, um das gesamte öffentliche Leben christlich zu gestalten. Aus der Allianz der Kirche mit dem aus Christen bestehenden Staat ist die — wenn auch unvollkommene — christliche Kultur unserer abendländischen Vergangenheit erwachsen.

Wir haben bereits zugegeben, daß das Bündnis mit der Macht oder auch die eigene politische Macht, etwa im Mittelalter, den Kirchenführern oft zum Fallstrick und damit der Kirche zum Schaden geworden ist. Aber darf deswegen die Kirche eine Daseinsregel, die für sie als Gemeinschaft von Menschen in der Zeit schlechthin gilt, preisgeben? Offenbar ebensowenig, als wir darum die soziologische Anarchie zu predigen haben, weil die menschlichen Gesellschaften von Familie und Staat so und so viel Versager aufweisen. Die Fälle von Gewaltherrschaft und Korruption im staatlichen Leben sind kein Grund, den Staat überhaupt zu verwerfen.

Butterfield setzt in seiner Geschichtsphilosophie den für das Böse anfälligen, christlich gesprochen, den erbsündigen Menschen voll — vielleicht sogar übertrieben — in Rechnung. Doch gerade diese Erbsündigkeit fordert das Bündnis der Kirche mit der Macht, wo die-

ses Bündnis es ermöglicht, das „natürliche“ Gefälle zum Bösen, das in uns wohnt, zu hemmen.

Butterfield zweifelt an einer eigentlich kulturschaffenden Kraft der Kirche. Er sieht ihre Aufgabe vielleicht zu ausschließlich absolut, immer schon am Tore der Ewigkeit. Gewiß steht die Kirche an diesem Tor und in keinem Zeitpunkte ihrer Geschichte kann man sagen, daß der Einzelchrist einen längeren oder kürzeren Weg dahin zurücklegen müsse. Aber die Kirche ist auch die Gemeinschaft der durch die Jahrhunderte auf die Wiederkunft Christi zuwandernden christlichen Geschlechter, die das Reich Gottes auf Erden zu gestalten hat. Sie muß sich um zeitliches Geschehen kümmern, weil sie Kirche der Pilger ist. Nun glaubt Butterfield gerade als Historiker sagen zu müssen, er sei nicht davon überzeugt, daß der soziale Fortschritt, zum Beispiel die Sklavenbefreiung, von der christlichen Kirche entscheidend gefördert worden sei. Der „Fortschritt“ gehe eher neben oder gar gegen die Kirche als von ihr aus.

Hier müssen wir zwischen der inneren Dynamik der christlichen Ideen und einem ausgesprochenen soziologischen System der kirchlichen Autoritäten unterscheiden. Es hat Zeiten gegeben, wo keine sozialen Programme ausgearbeitet vorlagen. Paulus hat den Sklaven Onesimus seinem Herrn zurückgeschickt, aber in einer Welt, in der des Paulus Evangelium geglaubt wurde, mußte, wenn auch noch nicht zivilrechtlich, so doch moralisch die Stellung des Sklaven von der antikeidnischen wesensverschieden sein. Sogar die neuzeitlichen Revolutionen leben von verweltlichten christlichen Ideen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, neuer Mensch, neue Gesellschaft sind wie ein Nachhall von Worten aus dem Evangelium.⁷ Das Christentum erweist sich neben seinem eigentlichen

⁷ Vgl. *Rafael Calvo Serer: Revolution, Reaktion und Restauration in „Neues Abendland“, September 1952, S. 519.*

Wesen: Heilsweg in die Ewigkeit zu sein, auch als schöpferische Kultur-macht, als Kraft in der Gestaltung irdischer Daseinsformen. Und indem die Kirche diese Kraft einsetzt, wirft sie Dämme auf gegen die Gefahren einer rein welthaften Kultur. Wir sind der Ansicht, daß das „Funktionieren gewisser Sicherheitsschranken“ gegen die in jedem Menschen schlummernde Barbarei ohne ein Bündnis zwischen Kirche und Macht auf die Dauer kaum möglich sein wird.

„So ist es nun also mit den Ebenbildern Gottes, daß eine Schwankung der Zeit, ein Erzittern der Weltachse sie verwandeln und stürzen kann, wie am Anfang einige der Engel verwandelt und gestürzt wurden. Daß nicht nur der Mann, der immer Schwankende und immer noch an die Gewalt Gebundene, hinabstürzen kann in das Blutige verschollener Anfangszeiten, sondern daß auch die Frau, das zum Lieben und Bewahren Bestimmte, losgelöst werden kann von der Ordnung der Natur, des Erbarmens entkleidet, und daß ihre Hand sich mit dem Tode verschwistern, ja, den Tod aussäen kann, mit der gleichen Kälte, ja mit der gleichen Hingabe des Herzens, derer der Mann fähig ist, wenn man das Gesetz niedergerissen hat vor ihm und die Bahn offen ist vor ihm wie in den Zeiten, als man einander mit Steinen erschlug um ein Stück Brot.“⁸

Das Böse schläft in den Tiefen jedes Menschen; auch eine Kulturvergangenheit von Jahrtausenden kann es nicht autilgen. Ja das Böse kann mit der Kultur selbst verschmelzen und hat sich verschmolzen, zuerst leise und geschmückt mit dem Zauber betörender Schlagworte wie Eigengesetzlichkeit des Weltlichen, Religion ist Privatsache, Freiheit für den schöpferischen Geist vom Joche veralteter Dogmen.

Mit diesen Schlagworten hat das Böse sich durch die Mauern von Sitte und Überlieferung, von überkommener

christlicher Gewohnheit und altem Brauchtum eine Gasse gebrochen, bis die Zeit reif war und es in nackter Brutalität aufzutreten vermochte. Das Urböse lebt in unserer Weltordnung. Der einzelne Mensch hat nicht die Macht, es gänzlich auszurotten, aber er ist aufgerufen, es zurückzudrängen, indem er sich täglich neu für das Gute entscheidet. Diese Freiheit aber braucht Hilfe. Hilfe durch innere Gnaden und Hilfe durch das äußere Gesetz, den Brauch, die Sitte, durch tausend Zäune, die nur durch die Mühe von Generationen geschaffen werden können. „Auf dem Funktionieren gewisser Sicherheitsschranken, die in normalen Zeiten so ruhig arbeiten, daß der oberflächliche Beobachter sie völlig übersehen kann, beruht der ganze Unterschied zwischen Kultur und Barbarei.“⁹

Der Aufbau dieser Schranken fordert eine langwierige Erziehung. Sie kann nicht geleistet werden, wenn Staat und Kirche nicht zusammenwirken. Allerdings wird dieses Bündnis je nach dem sozialen, politischen und kulturellen Gefüge eines Volkes, je nach seiner Staatsform und der Art und Zahl seiner religiösen Bekenntnisse so oder so geartet sein. Von Konstantins Reichskirche bis zum paritätischen Staat unserer Tage reicht seine Spannweite. Die Allianz wird erst zerstört durch den laizistischen Staatsgedanken, der die Religion aus der Schule, den Ämtern und dem gesamten öffentlichen Leben entfernt und in die Kirche und die Sakristei verweist. Und selbst, wo ein solcher Staat sittliche Grundsätze wahren möchte, wird er erleben, daß eine religionslose Ethik nicht von Dauer ist, daß ohne Bündnis mit der Kirche die Dämme doch einmal brechen.

Aber vielleicht würde Butterfield vieles von dem, was wir ausgeführt haben, zugeben; vielleicht hat er nur in überspitzten Formeln ablehnen wollen, was auch wir ablehnen: den Mißbrauch der Macht, der zwiefach schadet, wenn er von Dienern der Kirche geschieht. Viel-

⁸ Ernst Wiechert, *Missa sine Nomine*, München, Verlag Kurt Desch, S. 210.

⁹ Butterfield, a. a. O., S. 41.

leicht wollte er nur recht plastisch herausstellen, daß der Grundsatz der Gewissensfreiheit und bürgerlichen Duldbarkeit viele Mißstände früherer Zeiten beseitigt hat. Aber etwas anderes ist es, den Grundsatz bürgerlicher Toleranz zu vertreten, und etwas anderes, die Kirche von der Mitbestimmung im öffentlichen Leben (und das ist doch Macht!) zu verdrängen und in die rein privaten, die „Gewissensbereiche“ abzudrängen.

G. Friedrich Klenk S.J.

Das Kölner Ereignis

Am 20. November 1837 ließ die preussische Regierung den Erzbischof von Köln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering, verhaften und auf die Feste Minden bringen, weil er die mehr oder weniger erschlichene Abmachung über die Mischehen nicht durchführen wollte. Wie der Papst, verlangte auch Clemens August das Versprechen katholischer Kindererziehung bei der Eheschließung zwischen Katholiken und Protestanten. Das war das Kölner Ereignis. Dieser Gewaltakt des Staates, in dem der preussische Vertreter am Vatikan, Ritter Josias von Bunsen, den Flügelschlag des preussischen Adlers feierte, bedeutet für die Entwicklung des religiösen und kirchlichen Sinnes der deutschen Katholiken einen Markstein. Zur Unruhe des Volkes, dessen schlichten Sinn der Übergriff erschreckte, gesellte sich die Stimme der geistigen Spitzen der deutschen Katholiken. Ihr höchster Wortführer war Josef von Görres, der in seinem „Athanasius“ die Grenzen der Staatsgewalt und die Selbständigkeit des religiösen und kirchlichen Gebietes herausstellte. Während in der Vergangenheit der Staat in Kirche und Glauben Erziehungsmittel für gehorsame Soldaten, gewissenhafte Steuerzahler und ruhige Staatsbürger sah, hoben sich nun deutlich die Offenbarungsreligion und ihre sichtbare Gemeinschaft, die Kirche, als in sich selbst stehende, unabhängige, über die Erde und das Er-

denleben hinausreichende Wirklichkeiten ab, die mit, aber nicht unter den irdischen Gewalten leben. Die Geschichte weist nach, daß diese Überzeugung im breiten Volk schneller und leichter Boden gewann als im gesicherten Bürgertum, das in allzugroßer Untertänigkeit unter den Staat verharrte. Nur wenige erfaßten gleich von Beginn, daß in diesem Gewaltakt eine grundsätzliche Frage berührt wurde, die in der sich wandelnden Zeit eine neue Lösung verlangte.

Der Geschichtsforscher vermag aus vielen Zeugnissen der Zeit die neue Stufe des Kirchen- und Religionsbewußtseins zu erkennen, die durch das Kölner Ereignis heraufgeführt wurde. Ihm ist es in diesem wie auch in anderen Fällen möglich, aus dem Zufälligen der einzelnen Vorgänge das Allgemeine zu erkennen. So wird der Geschichtler der rückwärts gewandte Prophet.

Am Fall des Kölner Ereignisses kann es besonders deutlich werden, wie jede Idee und jede Macht ihr zeitlich gebundenes Gewand trägt. Es erscheint in den Gesetzen, den Verordnungen der Ministerien bis zu den Vorschriften der örtlichen Verwaltungs- und Polizeibehörden. Wenn sich aber im Fortschritt der Zeit die Verhältnisse ändern, die Ansprüche der Ideen klären, muß es notwendig zu einem Streitfall kommen, wenn die beherrschenden Mächte sich nicht auf ihr inneres Wesen besinnen und die äußeren und äußerlichen Einrichtungen als ewige Norm verteidigen. Wo immer sie das tun, geschieht es durchweg mit innerer Unsicherheit.

So war es auch im Mischehenstreit. Die Bespitzelung durch die Behörden ging schließlich soweit, selbst in der Dichtung den Namen Köln zu verbieten, weil dadurch das Volk an das Kölner Ereignis erinnert und gegen die Obrigkeit gestimmt werden könnte. Dieses Mißtrauen war nur das Zeichen innerer Schwäche, das Knistern im Gebälk, das in der Revolution von 1848 zusammenbrach.